

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

4.8.1929 (No. 31)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 31



4. Aug. 1929

Hans Dffe / Politische Geographie

Friedrich Rabels Vermächtnis
Zu seinem 25. Todestage am 9. August 1929

Gedanken über die Einwirkung der Erdnatur auf den Menschen, im besonderen nach der politisch-militärischen wie nach der geistig-seelischen Seite hin haben führende Geister beschäftigt, seit den Zeiten des alten Hippokrates; sie regten sich neu im 18. Jahrhundert, wo sich besonders Montesquieu, Herder und Kant mit ihnen eingehend beschäftigten. Aber auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vermochte selbst ein Geograph von Rang wie Karl Ritter nicht, eine allgemein befriedigende Darstellung der Erdoberfläche als des „Erziehungshauses des Menschengeschlechts“ zu geben. Denn noch fehlte dem wissenschaftlichen Denken eine von religiösen Nebenabsichten, wie von philosophischen Modeansichten freie Betrachtungsweise jener großen Zusammenhänge, die offenbar zwischen Menschheitsgeschichte und Kultur einerseits, der räumlichen Ausgestaltung der Erdoberfläche andererseits bestehen; noch war übrigens das naturwissenschaftliche Denken nicht fähig genug, den Menschen in vollem Umfange zum Gegenstande der Forschung zu machen; erneut standen damals „Natur und Geist“ im Leben der Völker und Staaten für die wissenschaftliche Betrachtung verbindungslos nebeneinander. Die Geographie des Menschen schien verurteilt, ein unlösbares Problem zu bleiben, vergleichbar der Quadratur des Kreises . . . bestenfalls wurde sie als Anhängsel der mächtig emporstrebenden physischen Geographie gebildet . . .

Diese durch die Jahrhunderte ersehnte wissenschaftliche Großtat einer wissenschaftlichen Darstellung der politischen Geographie blieb dem genialen Friedrich Rabel vorbehalten. In seinem 1898 erschienenen Werke „Politische Geographie. Anwendung der Geographie auf die Geschichte“ wird der erfolgreiche umfassende Versuch gemacht, den als unwissenschaftlich und unbelebbar verschrten Gegenstand der Forschung dauernd zu gewinnen. Im Vollbesitz naturwissenschaftlicher Bildung — Rabel kam von der Zoologie her — geht er von der unangreifbaren Auffassung des Menschen als eines erdgebundenen Wesens aus. Mit Recht verwahrt er seinen Standpunkt dagegen, in dieser Vorantstellung des „geographischen Elements“ eine materialistische Betrachtung der Menschheit und ihrer Geschichte zu erblicken. Es gibt Eigenschaften des Bodens, sagt Rabel, die sich mit der Macht des Naturgesetzes zur Geltung bringen. Daß sie ruhen können, darf uns nicht täuschen; sie werden erwachen und dann sogleich ihre ganze Kraft entfalten. Wer zweifelt, daß Innerasien wandernde Hirten besessen hat, seitdem sein Klima und sein Boden so sind, wie wir sie kennen, und seitdem es von Menschen bewohnt wird, die Tiere in ihre häusliche Gemeinschaft aufgenommen haben? Wer würde es 1850 gewagt haben, vorauszusagen, daß Japan eine große Seemacht werden würde? Solche Tatsachen der Natur haben ihre Stellung neben den Beugnissen der Geschichte; sie gehören zu den Merkmalen eines Volkes. Die alte Frage nach dem Verhältnis von Geographie und Geschichte, die schon Kant lebhaft interessierte, wird in dieser Weise gelöst: Geographie und Menschheitsgeschichte sind Schwesterwissenschaften in demselben Sinne wie Geographie und Erdgeschichte.

„Vor allem aber,“ sagt Friedrich Rabel in einer seiner letzten Schriften, „Deutschland, Einführung in die Heimatkunde“, „vor allem soll der Deutsche wissen, was er an seinem Lande hat“. Selbst nach schärfster und wiederholter Prüfung müssen wir dem Gedanken Raum geben, daß der große Gelehrte, wenn irgendwo, so gerade in diesem äußerlich so anspruchslosen Büchlein ein politisches Vermächtnis für jeden gebildeten Deutschen geschaffen; aus gleicher Veranlassung sei es ein rechtes Volksbuch genannt, uner schöplich in seinen Anregungen für den Wanderer; ein gottbegnadeter Lehrer für den jugendlichen Geist wie für den gereiften Staatsbürger; nicht zuletzt auch ein Kompaß für den wegsuchenden Politiker. —

Unter den vielen Einzeldingen, die Rabel und seine Schüler den um vertieste außenpolitische Erkenntnis Ringenden lehrt, ist in der Gegenwart wohl kaum ein zweites für unser Volk praktisch so bedeutsam wie die Frage nach dem politischen Raum. Gestaltet der Raum, wie erwiesen, das geschichtliche Schicksal in hervorragendem Maße, so muß ein politisch-tätiges Volk unweigerlich Sinn und Verständnis haben für die natürlich gegebenen Eigenheiten seines Raums. „In Erdteilen denken“ war längst oberster Grundsatz englischer Politik, als wir Deutsche kaum angingen, Kolonien zu erwerben. „In Erdteilen denken“ war auch im letzten Grund der nicht ausgleichende Vorsprung, den Engländer und Nordamerikaner gegenüber den in Mitteleuropa eingeklemmten Deutschen hatten. Der Druck auf Mitteleuropa wächst ständig; hier die großräumige Landpolitik des Bolschewismus, dort die großräumige Meerpolitik der Angelfaschen.

Was Engländer und Japaner, Russen und Nordamerikaner der führenden Schichten durch ihre geographische Lage als selbstverständliches Erbe ihrer politischen Gesinnung zu besitzen pflegen, was in der breiten Masse jener Völker unterbewußt als mächtiger Antrieb politischen Wollens ruht, muß bei uns durch desto ausgiebigere und sorgfältigere Erziehung zum Raumstuh erst geweckt und gestaltet werden. Aber eben hier versagt nahezu auf der ganzen Linie unser Bildungswesen, angefangen von der Schule und Hochschule, die erst in den allerletzten Jahren die politische Geographie im Sinne Rabels, v. Richthofens, Kjellens u. a. Forscher zu pflegen begannen, über die amtlichen Stellen, die aus den wissenschaftlichen Forschungen nicht im erforderlichen Maße die unabwiesbaren praktischen Folgerungen zogen, bis zu den politischen Parteien, die an diesem Punkte so gut wie alles zu wünschen übrig lassen.

Zwar ist, mit Bismarck zu reden, Politik „eine Kunst wie Malen und Bildhauen“. Unsere Zeit hat leider auch von den theoretischen Voraussetzungen, die jegliche achtungswerte Kunstübung erfordert, eine vielfach zu geringe Auffassung. Mag sich darum die „Kunst“ von heute diese ihre Unterlassung von einer künftigen Geschichtsschreibung unbesorgt aufreiden lassen — kommende Geschlechter werden das Versäumte nachholen. Allein bei der Weltpolitik als Kunst — jeden Staatsbürger geht sie an — handelt es sich um Dinge, die zumeist nachträglich nicht wieder

gutzumachen sind. „Belastet“ im politisch-geschichtlichen Sinne sind wir ja nicht erst seit dem Weltkriegsende; seit langen Menschenaltern leiden wir unter der nicht voll zustande gekommenen nationalen Einigung nicht minder wie unter der Verspätung unseres Eintritts unter die aktiven Weltvölker, hemmt uns religiöse Spaltung so sehr, wie es ihrerseits gewisse Mängel unseres Volkstums tun.

Es geht letztlich um Sein oder Nichtsein unseres Volkes...

Wenn aber diese wissenschaftliche Tonart des politischen Viedes garstig dünkt, der rette sich aus dunkler Gegenwart zu einem anderen, desto lichtvolleren Teile von Rabels Vermächtnis: neben seinen „Meinen Schriften“, die Hans Helmolt herausgab, sei vor allem der letzten Veröffentlichung „Ueber Naturgeschichte“ gedacht. Bedarf es weiterer Empfehlung, wenn der Verfasser bedeutender Geograph und feinsinniger Naturfreund, Philosoph und Schriftsteller in einer Person ist?

Albert Gerauer / Der geschichtliche Jesus (Schluß)

Der slavische Josephus.

Für die erste große, auf Beeinflussung der Völker des Orients berechnete Ausgabe seines „jüdischen Krieges“ bediente sich Josephus des Aramäischen, der Staats- und Verkehrssprache des Partherreiches. Aus einer höchst mangelhaften, die aramäische Unterlage allenthalben durchscheinenden griechischen Uebersetzung wurde das Werk um 1260 etwa ins Altrossische — den Dialekt der Landschaft um Kiew — überseht. In dieser Gestalt bildete es höchst wahrscheinlich eine der wirksamsten Werbeschriften der seit dem siebten Jahrhundert im Osten nachweisbaren Sekte der Josephisten, die in Jesus nur den von Gott zu hohem Wert beauftragten sterblichen Menschen sahen, und deren außerordentliche Verbreitung nur erklärlich ist, wenn sie ihren Glauben auf ein so altes und ehrwürdiges Zeugnis wie das des Josephus stützen konnten. Wohl hatte um jene Zeit schon der Gegenstand der offiziellen Glaubenshüter eingeseht: auch die im Orient vorhandenen Josephustexte wurden „gereinigt“ und, soweit sie der Zensur nicht erreichbar waren, für „falsch“ erklärt. Aber das geschah nicht vor 1120, und Photius († 891) wußte noch nichts von einem „falschen“ Josephus. Die Bibliothek zu Kiew, die er einrichtete, und die dieses nach den heiligen Schriften wichtigste Buch sicher enthielt, besaß es also noch in seiner ursprünglichen Gestalt. Nach Kiew aber weisen, außer der Sprache, noch eine ganze Reihe von Spuren in der Geschichte der vorhandenen Handschriften des slavischen Josephus. Der Nachweis, daß der in ihnen enthaltene Bericht über das Auftreten und Schicksal Jesu der Ansicht des Josephus und damit auch der historischen Wahrheit bedeutend näher stehe als die der Wissenschaft bisher allein bekannten abendländischen Handschriften, darf demnach als durchaus gelungen gelten.

Was aber berichtet der slavische Josephus? Die Knappheit des hier zur Verfügung stehenden Raumes gestattet davon nur die wichtigsten Sätze des Endergebnisses einer mit größtem Scharfsinn und Bewundernswürdiger Beherrschung der einschlägigen antiken Quellen unternommenen philologischen Arbeit wiederzugeben, die von dem tatsächlich vorhandenen Wortlaut (Band 2, S. 290 ff.) zu der Rekonstruktion des ursprünglichen Berichtes (ebda S. 453 ff.) führt, wo es heißt:

„Damals erschien auch ein gewisser Mann von zauberischer Kraft, wenn es erlaubt ist, ihn einen Mann zu nennen, den (gewisse) Griechen einen Gottessohn nennen, seine Jünger aber den wahren Propheten, der Tote erweckt und alle Krankheiten geheilt habe. Sowohl sein Wesen wie seine Gestalt war menschlich: (er war) nämlich ein Mann von einfachem Aussehen, reifem Alter, kleinem Wuchs, bucklig, mit langem Gesicht, langer Nase, zusammengewachsenen Brauen, so daß die ihn sahen sich schrecken konnten, mit wenig Haar (aber) eine Abtheilung tragend mitten auf dem Kopfe nach Art der Naziräer, und mit einem unentwickelten Bart. Nur sein Anschein war übermenschlich, (denn) er machte überraschende und wirksame Schaustücke... Die einen sagten über ihn, daß unser erster Gesetzgeber auferstanden sei und viele Heilungen und (Zauber)künste darbiete, die andern aber, daß er von Gott gesandt sei. Aber er widersezte sich in vielem dem Gesetz und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch. Er selbst tat nichts Schändliches und legte nicht selbst Hand an, aber durch das Wort bereitete er alles vor.“

Und viele aus dem Volk folgten ihm nach und nahmen seine Lehren auf, und viele Seelen wurden aufgereizt, meinend, daß dadurch die jüdischen Stämme aus den römischen Händen befreit würden. Es war aber seine Gewohnheit, sich am liebsten vor der Stadt auf dem Ölberg aufzuhalten, und dort gewährte er auch den Leuten die Heilungen. Und es versammelten sich zu ihm an Ölbergen hunderttausend, vom Pöbel aber eine Menge.

... Und nachdem sie sich alle in Jerusalem zusammengeschart hatten, erregten sie einen Aufruhr, indem sie Lästerungen ausstießen, sowohl gegen Gott wie gegen den Kaiser — (hier bietet der Text selber eine größere Lücke).

... Und sie (die jüdischen Führer!) gingen hin und teilten es dem Pilatus mit, und dieser sandte hin und ließ viele aus dem Volk niederhauen. Und jenen Wunderkater ließ er herbeiführen. Und nachdem er über ihn ein Verhör angestellt hatte, erkannte er: er ist ein Zauberer, ein Räuber, ein Aufrührer, einer der nach der Königherrschaft dürstet. Und sie nahmen ihn und kreuzigten ihn nach väterlichem Brauch.

Und darnach erregten sie einen zweiten Aufruhr. (Folgt die Erzählung eines andern Aufstandes, der 3000 Opfer forderte.)...

Mit diesem Bericht nun hat die wissenschaftliche Lage der Leben-Jesu-Forschung die Wendung erfahren, die kein Geringerer als Albert Schweitzer in seinem Buch „Von Reimarus bis Brede“ vorausgesehen hatte, als er schrieb: „Sie (die Verteidiger der Geschichtlichkeit Jesu) haben mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie für die historischen Reste einer Persönlichkeit eintreten, die sich vielleicht ganz anders erweist, als sie sich bei der Verteidigung vorstellten... Der wirkliche Jesus kann sich in seiner ganzen Vorstellungswelt als so zeitlich bedingt erweisen, daß unsere Beziehung zu ihm zu einem Problem wird. Eine Verteidigung, die diese Eventualität der „allzu großen Geschichtlichkeit“ nicht von vorneherein in Betracht zieht, ist in Wirklichkeit nicht unbefangene. Sie verfährt nicht die Geschichtlichkeit Jesu, sondern nur die eines bestimmten Jesus.“

Genau das hier Gesagte ist eingetreten: das Bild des geschichtlichen Jesus, das uns hier aus den Quellen heraus neu aufsteigt, zeigt völlig andere Züge, als die rein dogmatisch eingestellten Evangelien sie uns überliefern. Und doch bilden, neben einer Reihe von profanen Literaturstellen, gerade die zahlreichen bis heute ungelösten Widersprüche der Zeichnung Jesu in den Evangelien selber den denkbar stärksten Beweis für die Richtigkeit der von Eisler gebotenen Darstellung: in all diesen Fällen schlägt gewissermaßen durch die dogmatische Uebermalung die ursprüngliche menschlich-politische Grundlage des Portraits durch. Eben dies muß ihnen besonders für die Freunde der evangelischen Ueberlieferung ein starkes Gewicht verleihen, weshalb sie in diesem Zusammenhang den profanen Beweisstellen vorangehen mögen.

Bestätigung des Josephusberichtes.

Es handelt sich hier nicht nur um jene Züge im Bild des evangelischen Jesus, die man von jeher gegen die Leugner der Geschichtlichkeit als Hauptbeweise in Anspruch genommen hat, weil sie von dem Heiland etwas ausstachen, was dem Sinne der übrigen Darstellung eigentlich widersprach, wie etwa die bekannten Schwertworte oder die Drohung, den Tempel zu zerstören und ähnliche Schroffheiten, die sich in das Bild des leidenden Gottesknechtes nicht recht fügen; es stehen hier vielmehr einige Grundtatsachen des evangelischen Berichtes zur Erörterung, die in dem des Josephus gar nicht enthalten sind und ihn eben deshalb ganz auffallend ergänzen und bestärken. Da sind — um nur die hauptsächlichsten zu nennen: — der Einzug in Jerusalem mit dem — in ähnlichen Fällen ganz gleichlautend überlieferten — Ruf des Volkes: „Danna! (= befreie uns!); die ebenfalls traditionelle Ausrufung zum (Befreier-)König; der Angriff auf die Tempelbank, die man sich nur nicht etwa als eine harmlose Geldwechselstelle vorstellen darf, da sie vielmehr so etwas wie eine jüdische Welt-Nationalbank war; weiter die gewalttätige Vertreibung der Opferviehhändler, wobei es durchaus nicht bei einigen Geiseln hieben blieb; das Verbot Jesu, Rüstzeug durch den Tempel zu tragen (Mark. 11, 16), was seine volle Herrschaft innerhalb des Tempelbezirkes voraussetzt; auch „die Galiläer, deren Blut Pilatus samt ihrem Opfer vermischt hatte“ (Luk. 13, 1) und die vom „Turm Siloah“ Erschlagenen gehören hierher (s. Eisler, Band 2, S. 518 ff.); ebenso wie alle die Wendungen, die die Messianität des Unternehmers Jesu hervorheben oder es als Aufruhr, Aufstand und ähnlich bezeichnen. Alle diese Züge lassen sich vorzüglich in das von Josephus gezeichnete Bild einfügen, und sind nur verständlich, wenn man sie als — nicht genügend klar erkannte und deshalb stehengebliebene — Reste der ursprünglichen Darstellung begreift. Gerade die ganz unfreiwillige Natur dieser Zeugnisse verbürgt am sichersten ihre historische Wahrheit, die sich demnach hier, wie ja auch sonst durchaus nicht so selten, stärker erwiesen hat als alle noch so geschickte Fälschung.

Die naheliegende Frage, warum Josephus von diesen ihm doch sicherlich höchst willkommenen Tatsachen keinen Gebrauch gemacht hat, beantwortet sich dadurch, daß seine Quellen nicht die (ihm noch gar nicht vorliegenden?) Evangelien waren, sondern die ihm weit offenstehenden römischen Archive; Pilatus aber hatte allen Grund, von der ganzen Aufruhrsache nicht mehr nach Rom zu berichten, als eben nötig war, um sein Vorgehen und Urteil zu rechtfertigen.

Diese Zeugnisse nun ergänzt Eisler dank seiner ungewöhnlichen Sprachen- und Quellenkenntnis durch eine Reihe außerchristlicher, die bisher teils unbeachtet geblieben, teils falsch angelegt worden sind. Auch davon kann hier nur einiges besonders Wichtige erwähnt werden.

Da ist eine rabbinische Stelle, in der ein gewisser Jakob von Sekhanja berichtet, er habe in seiner Jugend aus dem Mund seines Lehrers Jesu han-nosri (= Jesus des Nazoräers) einen (ganz im Sinne der evangelischen Ueberlieferung gehaltenen) Angriff auf den Tempel in Jerusalem gehört (Eisler, Band 2, 488, 5). Sossianus Hierokles, Statthalter von Phönizien unter Diocletian, also fast Amtsnachfolger des Pilatus, berichtet (nach Lactanz): Jesu sei „von den Juden besetzt worden, als er an der Spitze einer von ihm gesammelten Schar von 900 Mann Räubereien begangen habe“. Celsus und Lucian bezeichnen ihn ausdrücklich als Räuber und Anführer eines Aufruhrs. Und bezeugt die von Pilatus befohlene Inschrift am Kreuz nicht etwas Verwandtes? Dieses „König der Juden“ war kein billiger Hohn, keine Verpötlung der Juden, wie man das zu deuten pflegt; es war die Angabe des Verbrechens, das diese Strafe herausgefordert hatte: als Befreier-König mit dem Anspruch sogar auf Welt Herrschaft — denn das bedeutet der Titel Messias — war Jesus in Jerusalem eingezogen. Und selbst wenn er diese Ausrufung durch seine Anhänger nur gebildet, nicht veranlaßt hatte, so war er vor dem römischen Gesetz des Todes (am Kreuz) schuldig. Wie sehr ernst aber auch die Juden selber dieses „rex judaeorum“ nahmen, das beweist, weit deutlicher als ihr aus den Evangelien bekannter vergeblicher Einspruch, die in drei Sprachen — römisch, griechisch und aramäisch — an einer Tür des Tempels, die man die Tür „Jesu des Gekreuzigten“ nannte, angebrachte Inschrift, die berichtet von einem „König Jesus, der aber nicht geherrscht hat, und der gekreuzigt wurde, weil er die Zerstörung der Stadt und den Untergang des Tempels (fälschlich) geweissagt hatte“. Und offenbar auf denselben gekreuzigten König bezieht sich eine Stelle in einem syrischen Briefe des Mara bar Serapion, etwa aus dem Jahr 75, in dem es heißt: „Was hatten die Athener davon, daß sie den Sokrates töteten? oder die Samier von der Verbrennung des Pythagoras? oder die Juden von der Hinrichtung ihres weisen Königs? . . .“

Eine deutliche Sprache redet auch das Verschwinden der Pilatusakten über den Prozeß Jesu, die die römische Regierung, um den Erzählungen der von ihr bekämpften Christen die Tatsachen gegenüberzustellen, im Jahr 311 veröffentlicht und im ganzen Reich auf Staatskosten verbreitet hatte. Warum wurden sie von der bald darauf die Macht im Staat erlangenden Kirche so gründlich aus dem Weg geschafft, wenn sie den Inhalt der Evangelien bestätigten? Warum fehlte gerade um jene Zeit die Korrektur der Zeitangaben des Josephus ein, die so peinlich mit denen dieser Akten, aber gar nicht mit den Evangelien, übereinstimmten? Warum überhaupt die vielen Auslassungen und Änderungen in antiken Texten, die schließlich zu der auffallenden, vielbeklagten Unergründlichkeit der Quellen geführt haben? Das ist doch nur dadurch erklärlich, daß die seit Konstantin auch staatlich geschützte kirchliche Ueberlieferung mit keiner außerkirchlichen vereinbar war. Oder ist es nicht ein hinreichender Beweis der Unfehlbarkeit einer literarischen Darstellung, wenn sie zu ihrer Bestätigung offener Fälschungen bedarf?

Das Angeedeutete mag genügen, um den Schluß zu rechtfertigen, der daraus gezogen werden soll: so ungeheuer verworren und widerspruchsvoll sich das Gewebe der Ueberlieferung darstellt, von dem durch Eisler erschlossenen Standpunkt aus entwirrt es sich auf eine wirklich überraschende Weise. Zug reißt sich an Zug zum abgerundeten klaren Bild nachweisbarer geschichtlicher Vorgänge, die Eisler schließlich in einen weitgespannten weltgeschichtlichen Zusammenhang stellt, der auch die letzten Unbegreiflichkeiten und Widersprüche in der Geschichte Jesu enträtselt, und nun endlich eine Darstellung ermöglicht, die jeder inneren und äußeren Kritik standzuhalten vermag. Ihre Umrisse zu sehen, sei zum Schluß in aller Kürze versucht.

Der geschichtliche Hergang.

Im Jahr 18 trifft Pilatus als Statthalter in Jerusalem ein. Die von ihm angeordnete Aufstellung einer mit dem (ausgewechselbaren) Reliefbild des Kaisers versehenen Standarte in der zum Tempel gehörigen Burg erregt die ohnedies dauernd in Aufruhr befindlichen Juden der Hauptstadt, insbesondere die radikalen Gruppen (Zeloten, Barjonim) aufs äußerste. Der von Daniel geweissagte „Grenel der Vernichtung“, Vorbote der nahen Endzeit, ist für sie eingetreten. Der sich seit Jahrzehnten in der Wüste verborgen haltende Johannes erhebt seine Stimme lauter. Auch ein anderer, der dem Volk Erlösung zu bringen verspricht, findet Gehör und Anhang: Jesus ben Joseph, der Nazoräer. Er lehnt Gewalt und Bluttat ab und erwartet allein von der inneren Wandlung der Menschen die sichere Auslösung der alles entscheidenden göttlichen Hilfe. Erst als die Aussendung von zwölf Sendboten an die zwölf Stämme und die Einsetzung eines

Sanhedrins von 72 weiteren Führern so gut wie erfolglos bleiben, beginnt er zu ahnen, daß die Rettung seines Volkes durch rein friedliche Mittel, ganz ohne Gewaltanwendung, schwerlich durchgeführt werden könne. Von da ab wird der Ton seiner Predigt herber, seine Angriffe gegen die falschen Führer des Volkes schärfer, seine Prophezeiungen und besonders seine persönlichen Vorahnungen düsterer. Der große Plan, zu dem er schließlich seine ganze Macht sammelt, ist der uralte, vor und nach ihm unzählige Male wiederholte und, außer dem mosaischen, immer mißglückte Versuch eines Auszuges (exodus) in die Wüste. Auf ihn zielen alle seine Hoffnungen, alle seine Maßnahmen. Ihn will er der am Osterfest in der Hauptstadt versammelten Volksmenge als den Ausgang aus all ihrer Not verkündigen, und er hofft sie, dank der gewaltigen Wirkung seines Wortes, in machtvoller Bewegung mit sich fortzureißen. Er gebietet, nicht ganz leichten Herzens, seinen Anhängern, zur sicheren Durchführung ihrer Absichten — gedacht hat er dabei wohl vor allem an die Abwehr etwaiger römischer Verfolgung beim Auszug — sich zu bewaffnen. Daß darin ohne sein Wissen des Guten zu viel geschehen sein mag, ist bei der Natur der Dinge und der Menschen, mit denen er es zu tun hatte, sehr begreiflich. Der Einzug in Jerusalem und seine Ausrufung zum König erfolgt unter großem Jubel der rasch entflammten Menge. (Osanna! befreie uns!) In kühnem ersten Ansturm gelingt die Besetzung zweier wichtigster Punkte im Stadtgebiet: des Tempels und des Turmes Siloah. Der Angriff auf die Tempelbank und die Verjagung der Opferviehhändler schreckt jedoch gerade die einflussreichen Kreise von der Teilnahme an seinem Unternehmen ab. Die Hohepriester senden sogar Boten an den noch in Caesarea weilenden Pilatus, der sofort herbeieilt, den Tempel durch rücksichtslosen Zugriff zurückerobert, den Turm Siloah stürmen und zerstören läßt, und in der Nacht noch den Führer des Aufstandes, der seiner Umgebung den bewaffneten Widerstand untersagt, in seine Hand bringt. Schon Tags darauf wird er, des Aufruhrs und Hochverrats müde überwiegen, mit zweien seiner Helfer gekreuzigt.

Das wäre in knappsten, nüchternsten Worten der äußere Hergang der Dinge. Beim ersten Anhören wird er enttäuschen. Aber man mache die Probe und zeichne in diesen Rahmen alle die uns aus dem Evangelium vertrauten einzelnen Züge ein; man fülle ihn mit den unsterblichen Worten und ergreifenden Gebärden, die wir alle kennen; man ziehe auch bei, was die profane Literatur uns an Zeugnissen bietet, — und man wird erleben, wie die bisher unlöslichen Rätsel und Widersprüche der Ueberlieferung sich wie von selber lösen und wie ein von tiefer innerer Wahrheit durchglühetes, erschütterndes, durch und durch menschliches Bild ersteht, Bild freilich eines Menschen, der vom Glauben an ein allwaltendes Göttliches wie nie einer durchdrungen und ihm in seinem ganzen Fühlen, Denken, Reden und Tun rückhaltlos hingegeben war. Und mir scheint, diese Wirkung des uns von Eisler geschenkten Jesusbildes ist ein starker innerer Beweis seiner Wahrheit.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Dieses Bild, so wenig es zunächst die theologischen Christusfreunde wie die philosophischen Jesusleugner befriedigen wird, es ist doch geeignet, den jahrhundertelangen Streit zwischen beiden zu beenden. Bleibt doch neben ihm dem Heiland der Evangelien sein volles Recht, und Ab. Schweizers Worte bleiben auch heute noch wahr: „Wir danken es dem Urchristentum, daß es uns nur Evangelien, nicht Biographien Jesu überliefert hat; denn so besitzen wir die Idee und Person in der möglichsten geringen historischen und zeitgeschichtlichen Persönlichkeit.“ Die Jesusleugner dagegen brauchen nur von ihrem ohnedies unhaltbaren Standpunkt abzugehen, ein Jesus habe nachgewiesenermaßen nicht gelebt, so können alle die Motive, denen sie die Entstehung der Gestalt der Evangelien allein zuschreiben zu sollen meinen, die religionswissenschaftlichen, philosophischen und astralen, ohne irgendeine Einschränkung ihren Anteil zugesprochen erhalten bei der tatsächlich erfolgten, ebenso notwendigen wie ertauulichen Umwandlung des geschichtlichen Jesus in den Christus des Glaubens. Denn — und daraus mögen zu guter Letzt auch unsere heutigen „Zeloten“ lernen, von den Christlich-Sozialen bis zu den extremsten Kommunisten, soweit sie Jesus allzu einseitig aus seiner politisch-sozialen Zeitbestimmtheit heraus begreifen und erneuern möchten — dies eben macht die heutige Lage des Problems uns klarer als je: weder die dogmatische, noch die spekulative, noch auch die historische Seite dieser entscheidendsten Menschheitsgestalt allein geben ihre volle Wahrheit. Die erschließt sich erst dem, der alle diese drei Seiten mit gleicher Unbefangenheit und Wahrheitsliebe zu betrachten und zu erhellen unternimmt.

Daß es uns die Möglichkeit dazu in einem Maße bietet, wie sie keine Zeit vor uns befehen hat, das ist das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst der Arbeit Robert Eislers.

Karl Förger / Rothenburg

Gegen Abend des blauen Apriltages bestiegen Don Quichote und Sancho Panza in Dombühl den Spätzug nach Rothenburg. Ihnen gegenüber setzte sich ein Herr in grauem Anzug mit Reiseumücke, der sie über seine Zeitung hinweg scharf musterte. Dann faltete er die Zeitung zusammen:

„Nach Rothenburg? — Haben die Herren ein Zimmer vorausbestellt?“

Don Quichote verneinte.

„Da wird es schwer halten, Sie für die Nacht in Rothenburg unterzubringen. Zu gegenwärtiger Reisezeit sind dort alle Gasthäuser überfüllt. Doch darf ich Ihnen einen Vorschlag machen? Kommen Sie mit mir und übernachten Sie unter meinem Dach! Ich habe für obdachlose Pechvögel stets ein Zimmer mit zwei Betten bereit. Sie sind nicht die ersten Wandergesellen, denen ich auf diese Weise aus Wohnungsnöten helfe.“

Don Quichote versuchte einige Einwendungen, da versetzte ihm Sancho Panza heimlich einen derben Rippenstoß, und er nahm das Anerbieten an. Das Haus ihres Gastgebers stand an der Rothenburger Taubenseite, wie ein Schwalbennest kühn auf die Stadtmauer gefügt. Ein hochgewachsenes Mädchen mit braunen Flechten öffnete. Sancho Panza starrte über Don Quichotes Schultern und murmelte beklommen:

„Donna Elvira! Donna Elvira!“

Der Herr aber wies auf die Weltwanderer:

„Ich bringe zwei verspätete Gäste. Werden sie noch aufgenommen?“

„Walburg soll ihnen das obere Zimmer zeigen!“

Eine alte Magd humpelte den beiden mit einem Licht voran und führte sie in ein lustiges, weiß gehaltenes Erkergemach. Raum hatten sie sich gewaschen, wurden sie zum Abendessen gerufen.

Nach dem Nachtmahl erledigte ihr Gastgeber im Schreibzimmer die eingegangene Post. Das Mädchen holte die Laute von der Wand und ging mit Don Quichote und Sancho Panza in den Garten. Die Magd brachte zum Tisch im Mauerrund einen Krug, gefüllt mit Schillerwein, und drei Kristallgläser.

Gelassen hob sich am Hügelrand der volle Mond und überdeckte den geschlängelten Lauf der Tauber mit Silberglanz. Die Nebelfrauen stiegen in wallenden Gewändern aus dem Tal und zogen von Herzen zu Herzen ein zitterndes Gespinnst. Das Mädchen zupfte auf der Laute eine verlorene Tonfolge. Dann bat sich Don Quichote die Laute aus. Prüfend griff er ein paar Akkorde und sang verhalten vor sich hin:

„Der Weißdorn sproßt am Hage,
in Düften schwimmt der Wind,
es klingt wie alte Sage,
ich lieb' ein Königskind.“

Ich lieb' die Königsrose,
das muß ein Märchen sein,
vom Winde flattert lose
ihr Haar im Sonnenschein.“

Sie lehnet am Altare,
ich ziehe stumm vorbei,
denn um sie sehn Galane
und Diener in Livret.“

Ich trage keinen Purpur,
kein Krönlein, rein aus Gold,
verzeih, daß ich dich liebe,
ich hab' es nicht gewollt!“

Bald wehlt die Weißdornhecke,
durch Stoppeln haust der Wind,
ich bin ein armer Ritter,
leb wohl, mein Königskind!“

Beim letzten Ausklang riß schrill die gespannte Oberseite. Das Mädchen und Don Quichote sprangen auf und stülpten sich schwer auf die Tischborde. Der Weinkrug war umgestürzt, der Nebenast sickerte in breiter, roter Bahn durch das weiße Binnen. Nach wortloser Pause schritt das Mädchen über den Kleppfad dem Hause zu.

Am andern Morgen blieb während des Frühstücks und beim Abschiednehmen das Mädchen unsichtbar. Noch einmal sah Don Quichote nach den Fenstern, kein Mädchenkopf erschien hinter den Gardinen.

Als sie später an der Dettwanger Jugendherberge vorüberkamen, drehte sich dort in allgewohnter Weise das große Mühlrad. Aber sein Triebwerk lief leer, denn die Mahlgänge waren längst

aus dem Herbergsbau herausgerissen. Nachdenklich stockte Don Quichote im Wanderschritt. Das Mühlrad der Dettwanger Pulvermühle ward ihm zum Gleichnis seines Lebens. Auch er drehte sich ruhelos um einen Punkt, der „Weiß“ hieß, doch auch er drehte sich zwecklos, denn keine weiche Hand legte sich kühlend über seine Urkraft.

Jählings schreckte ihn Sancho Panza aus dunkler Verborgenheit:

„Beim nächsten Bäckerladen müssen wir unbedingt noch ein Viertel Butter zum Eierbacken mitnehmen!“

Der Rothenburger Meistertrunk.

Don Quichote und Sancho Panza trotteten um die Mittagsstunde ihres Abreisetages über den Rothenburger Marktplatz. Da vernahm sie aus ferner Höhe ein gedehntes Choralvorspiel. Als sie aufblickten, sahen sie von der Rinne des schlanken Rathaus-turmes vor blauem Himmel blaue Posaunen glänzen. Vier Mäßer schickten nach frommem, altem Brauch ihren Choralvers in die vier Winde, alles Land ringsum in Gottes Huld befehlend. Zugleich öffneten sich die Giebelfenster der Ratstrinkstube, und in ihrem Rahmen erschienen General Graf von Tilly und Altbürgermeister Rusk.

Don Quichote zog Sancho Panza zu sich nieder auf die Steintreppen des Sankt Georgsbrunnens:

„Gehen wir dreihundert Jahre zurück in der Weltgeschichte und spähen wir als fahrende Gesellen durch den Türspalt der Rothenburger Ratstrube! Am langen Mittelstück dehnen sich der Tilly, der Aldringer, der Pappenheimer und etliche kaiserliche Offiziere, Geduckt harren in den Fensternischen Bürgermeister Johann Bezold, Altbürgermeister Georg Rusk und die Räte der bedrohten Stadt. Aus den Gassen herauf hallt der Marschgesang einziehender Landsknechtshäuflein:

„Trumtrum, trumtrumtrum,
die Wallensteiner rücken vorbei,
trumtrum, trumtrumtrum,
mit Trommeln und Feldgeschrei!“

Grollend stampft Tilly jedes Ansinnen um Gnade zusammen: „Nicht strafflos paktieren Reichstädte mit den Feinden kaiserlicher Majestät! Wo bleibt jetzt euer bibeltester Schwedenprinz? Klammert euch heute auch an seine Bibelsprüche, er hat euch damit im Ueberfluß traktiert! Dreihundert Mann kostete mich der Sturm auf Rothenburg, dafür sollen dreißig Rothenburger Ratsherrenköpfe in den Sand rollen!“

Umsonst auch wirft sich des Bürgermeisters Nichte Magdalene Hirschling vor des Feldherrn Füße, er beharrt unerbittlich auf der Auslieferung der dreißig Räte Mählich sinkt vor den hohen Rathausfenstern die Dämmerung. Da bringt der Kellermeister Balthasar Reimer einen gewaltigen, mit gutem Jahrgang gefüllten Pokal und beugt huldigend vor Tilly das Knie. Der Feldherr nippt spähend aus dem Gefäß, schlürft bedachtsam weiter und reicht es seinem Nebenmann. Der Pappenheimer zieht den Stulpenstiefel hoch und kneift das linke Auge zu, wie er immer tut, wenn er einen besonderen Tropfen trinkt.

Ist mit dem Kellermeister irgendein sonniges Jungfräulein in die Ratstrube gehuscht? — Ueber die barischen Gesichter der Kriegsmänner wetterleuchtet ein ungewisses Schmunzeln. Ein zweites und drittes Mal kreist der stets nachgefüllte Becher um die Runde. Tilly dreht überlegend den Zirbelbart:

„Seert ein Bürger in Rothenburgs Mauern diesen Pokal in einem Zuge, dann soll Gnade für Recht ergehen und die Stadt frei sein!“

Betreten und unentschlossen trippeln die Ratsherren hin und her. Dreihundewiertel Liter faßt der ungeheure Gumpen. Wer packt dreihundewiertel Liter mit einem Zuge?

Zulezt tritt Altbürgermeister Georg Rusk hart vor den Mittelstück. Er ist als allzeit durstiger Mann bekannt. Mit raschem Griff stemmt er das mächtige Trinktgefäß, er trinkt und trinkt und trinkt. Staunend lehnt sich Tilly in seinem Sessel zurück. Der Pappenheimer schüttelt den Kopf. Jetzt hebt der alte Becher zum letzten Schluck und stülpt dann den entleerten Pokal umgekehrt auf den Tisch. Graf Tilly steht betroffen:

„Bei Gott und kaiserlicher Majestät, das war ein Heldentrunk! — Bürgermeister, die Stadt ist frei!“ . . .

Während Don Quichote in der Mittagswärme durch die Geschichte von Rothenburg geisterte, hatte Sancho Panza müde und friedlich die Hände über seinem Bauch gefaltet und war eingesnickt.